Matteo Bandello (1480-1561)

Unüberwindliche Großmut

Man hat oftmals unter gelehrten und dem Hofdienste lebenden Männern die Frage aufgeworfen, ob eine preiswürdige Handlung oder eine ritterliche und edelmütige Tat, die ein Hofmann gegen seinen Gebieter übt, Edelmut und Ritterlichkeit genannt werden darf, oder ob es vielmehr nur Pflicht und Schuldigkeit ist. Und der Streit über diesen Gegenstand ist nicht ohne Belang: denn vielen steht es fest, daß der Diener seinem Herrn den ganzen Tag über nicht so viel leisten kann, daß er nicht noch weit mehr zu tun verpflichtet wäre. Denn wenn er etwa nicht die Gunst seines Königs besitzt und sie doch besitzen möchte (wie jeder Diener tut), – was darf er je zu tun unterlassen, wie schwer es auch sei, damit er die ersehnte Gnade erlange? Sehen wir nicht viele, die, um sich ihren Fürsten günstig zu stimmen, ihr eigenes Leben tausend Wagnissen, ja oft tausend Gefahren des Unterganges ausgesetzt haben? Wenn er sich nun in Gunst befindet und erkennt, daß er von seinem Fürsten geliebt wird, – wie viele Mühen und Beschwerden muß er dulden, um sich in Ansehen zu erhalten und die erworbene Gunst zu bewahren und zu erhöhen? Ihr wißt, es ist ein allgemeines Sprichwort, das ein geistreicher Dichter verherrlicht hat, daß Erworbenes erhalten keine geringere Tugend sei als das Erwerben selbst. Manche behaupten nun im Gegenteil und bemühen sich, es mit den stärksten Gründen zu beweisen, daß alles, was der Diener über seine Schuldigkeit tut und über die Verpflichtung hinaus, die er hat, seinem Herrn zu dienen, als freiwillige Leistung anzusehen sei, die geeignet ist, seinen Gebieter sich zu verpflichten und zu neuen Wohltaten zu ermuntern. Sie gehen von der Ansicht aus, daß, sooft einer sein Amt versieht, wozu er von seinem Herrn angewiesen ist, und es mit allem Eifer und in der Art tut, wie es sich gehört, er seiner Pflicht genügt hat und von ihm den gebührenden Lohn verdient. Doch da wir hier nicht beisammen sind zu disputieren, sondern zu erzählen, lassen wir nunmehr den Streit beiseite, und ich beabsichtige über das, was ein mannhafter König getan, euch eine Geschichte mitzuteilen. Wenn nach Beendigung derselben vielleicht jemand ausführlicher darüber zu sprechen geneigt ist, so bleibt ihm ja, dünkt mich, noch immer das Feld offen, um nach Herzenslust ein paar Sträuße zu bestehen.

Es lebte also im Königreich Persien einst ein König namens Artaxerxes, ein Mann von großem Mute und sehr geübt in den Waffen. Er war dem Berichte der persischen Geschichtsbücher zufolge anfangs nur ein gewöhnlicher Soldat, der keinen militärischen Rang im Heere führte, und brachte als solcher den Artaban, den letzten König der Arsaziden, um, unter dem er diente. Er gab den Persern auf etwa fünfhundertachtunddreißig Jahre die Herrschaft über Persien zurück, die nach dem Tode des Darius, den Alexander der Große besiegt hatte, in den Händen der Mazedonier und anderer Völker gewesen war. Nachdem er also ganz Persien befreit hatte und vom Volke zum König erwählt worden war, hielt er Hof mit Pracht und unter tugendhaften Handlungen. Er war äußerst glänzend in all seinem Tun und galt deswegen, neben dem in blutigen Schlachten mannhaft erworbenen Ruhm, im ganzen Morgenland für den edelmütigsten und großherzigsten König, der in seiner Zeit auf einem Throne saß. In seinen Gastmahlen war er ein zweiter Lukuli und ehrte hoch die Fremden, die zu ihm an den Hof kamen.

Dieser König hatte an seinem Hofe einen Seneschall mit Namen Ariabarzanes, dessen Amt es war, sooft der König öffentlich eine Mahlzeit veranstaltete, auf einem weißen Rosse mit einer goldenen Keule in der Hand den Knappen voranzureiten, die die Speisen des Königs in goldenen Gefäßen mit feinster Leinwand bedeckt trugen, und diese Tücher waren durchaus gestickt und mit Seide und Gold in der schönsten Arbeit durchwirkt. Dieses Amt des Seneschalls war sehr geachtet und wurde gemeiniglich einem der ersten Barone des Reichs übertragen. Der besagte Ariabarzanes nun war von der edelsten Abstammung und so reich, daß fast niemand ihm an Reichtum im Reiche gleichkam, und überdies der feinste und freigebigste Ritter, der an diesem Hofe lebte; ja, er machte oft so sehr den Großmütigen und gab so ohne Rückhalt weg, daß er die Mittelstraße verließ, worin alle Trefflichkeit besteht, oftmals zu den äußersten Punkten sich neigte und in das Laster der Verschwendung verfiel. Es hatte daher gar oft den Anschein, als wollte er in den Werken der Höflichkeit sich mit seinem König nicht nur auf gleiche Linie stellen, sondern er suche sogar mit aller Macht es ihm zuvorzutun und ihn zu übertreffen.

Eines Tages nun ließ sich der König das Schachbrett bringen und wollte mit Ariabarzanes eine Partie Schach spielen. In damaliger Zeit stand bei den Persern das Schachspiel im höchsten Ansehen, und ein guter Spieler war so geachtet wie heutzutage unter uns ein gewandter Kämpfer in wissenschaftlichen und philosophischen Streitigkeiten. Sie saßen also einander gegenüber an einem Tische im königlichen Saale, in dem sehr hohe Personen sich befanden, die ihrem Spiele aufmerksam und schweigend zusahen, und fingen an, so gut sie konnten, sich mit den Schachfiguren zu befehden. Ariabarzanes, sei es, daß er besser spielte als der König, oder daß der König nach wenigen Zügen die Aufmerksamkeit auf das Spiel verlor, oder was immer der Grund sein mochte, – Ariabarzanes brachte den König dahin, daß er nicht anders konnte, als daß er in zwei bis drei Zügen schachmatt werden mußte. Als der König dies merkte und die Gefahr einsah, matt zu werden, rötete sich sein Gesicht ungewöhnlich; er sann nach, ob nicht noch ein Ausweg möglich wäre, um die Niederlage zu vermeiden, und außer der Röte, die man in seinem Gesichte gewahr wurde, merkten alle Zuschauer des Spieles an seinem Kopfschütteln und an andern Gebärden und Seufzern, wie leid es ihm tat, so weit gekommen zu sein. Dem Seneschall entging das nicht, und er konnte den Anblick der ehrenvollen

classtests.com

Beschämung seines Königs nicht ertragen; er machte daher einen Zug mit seinem Springer, der dem König so Bahn öffnete, daß er ihn nicht nur aus der Gefahr befreite, in der er schwebte, sondern noch einen Turm preisgab. So stand das Spiel wieder gleich. Der König kannte den Edelmut und die hohe Gesinnung seines Dieners, die er sonst schon hinreichend erprobt hatte, genau; er tat, als habe er nicht bemerkt, daß er den Turm nehmen könne, warf die Figuren um, stand auf und sagte: »Genug, Ariabarzanes! Das Spiel ist Euer, ich gebe mich überwunden.«

Es fuhr dem Artaxerxes durch den Sinn, Ariabarzanes habe dies nicht aus Großmut getan, sondern vielmehr, um sich seinen König zu verpflichten; das mißfiel ihm, und daher wollte er nicht mehr spielen. Doch ließ der König hernach weder in Winken noch in Handlungen noch in Worten sich anmerken, daß ihm diese Großmut seines Seneschalls mißfallen habe. Freilich hätte er allerdings gewünscht, daß Ariabarzanes sich solcher Handlungen enthalten hätte, wenn er mit ihm spielte oder sonst etwas mit ihm anfing; und wenn er den Großmütigen und Freigebigen machen wollte, so sollte er das gegen Untergebene oder Gleichstehende tun: denn es gefiel ihm nicht, daß ein Diener in Dingen der Großmut und Freigebigkeit sich auf gleiche Linie mit seinem Gebieter stellen wollte.

Es war einige Tage nach diesem Vorfall; der König befand sich in Persepolis, der Hauptstadt Persiens, und ordnete eine prächtige Jagd an nach Tieren, wie jene Gegend sie erzeugt, und die von den unsrigen sehr verschieden sind. Als alles in Ordnung gebracht war, begab er sich mit dem ganzen Hof an die Stelle der Jagd. Ein großer Teil des Waldes war umstellt von Netzen und gelegten Schlingen, der König verteilte das Personal seiner Jäger, wie es ihm geeignet schien, und ließ nun mit Hunden und Hörnern die Tiere aus ihren Höhlen und Löchern aufscheuchen. Plötzlich sprang ein wildes Tier sehr ungestüm und gewandt hervor, übersprang mit einem Satze die Netze und begab sich eiligst auf die Flucht. Der König sah das seltsame Tier und beschloß, es zu verfolgen und zu erlegen. Er winkte daher einigen seiner Barone, daß sie gemeinschaftlich mit ihm dem Tiere nachsetzten, ließ seinem Pferde die Zügel und schickte sich an, ihm nachzueilen. Einer der Barone, die mit dem König dem Tier nachsetzten, war Ariabarzanes. Es fügte sich, daß damals der König gerade ein Pferd ritt, das ihm wegen seines besonders schnellen Laufes so lieb war, daß er tausend von seinen andern drangegeben hätte, um dieses zu retten, und um so mehr, als es außer der Schnelligkeit seines Laufes für Gefechte und Waffentaten besonders geschickt war. Während er nun mit verhängtem Zügel das eilende oder eigentlich fliegende Tier verfolgte, entfernten sie sich weit von der Gesellschaft und beschleunigten ihren Lauf so sehr, daß der König nur noch den Ariabarzanes bei sich behielt, und hinter ihm folgte einer von den Seinigen, den er bei Jagden stets auf einem guten Pferde mit sich führte. Auch das Pferd des Ariabarzanes stand im Rufe eines der besten, die sich am Hofe befanden.

Nun begab es sich, als alle diese drei mit verhängten Zügeln dahinstürmten, da merkte Ariabarzanes, daß das Pferd seines Herrn an den Vorderfüßen die Eisen verloren hatte und schon die Steine anfingen, ihm die Hufe anzugreifen. So mußte also entweder der König seine Jagdunterhaltung einstellen, oder das Pferd mußte zugrunde gehen. Unter diesen beiden denkbaren Fällen war keiner, der nicht dem König äußerst unangenehm war, der übrigens noch nicht bemerkt hatte, daß das Pferd die Eisen verloren hatte. Sobald der Seneschall dies bemerkte, stieg er ab, ließ sich von dem nachfolgenden Diener, der für Notfälle mit dem Erforderlichen versehen war, Hammer und Zange geben und nahm seinem guten Pferde die zwei Vordereisen ab, um sie dem des Königs anzuschlagen, entschlossen, dann sein eigenes preiszugeben und die Jagd fortzusetzen. Er rief also dem König zu, stille zuhalten, und benachrichtigte ihn von der Gefahr, in der sein Pferd schwebe. Der König stieg ab; er sah die beiden Eisen, die der Diener des Seneschalls in der Hand hatte, achtete aber weiter nicht darauf oder meinte vielleicht, Ariabarzanes lasse welche für dergleichen Fälle mitnehmen, oder auch, es seien dieselben, die seinem Pferde abgefallen waren, und wartete, bis es bereit war, um wieder aufzusitzen. Da er aber das gute Pferd des Seneschalls ohne Vordereisen sah, merkte er sogleich, daß das eine der ritterlichen Höflichkeiten des Axiabarzanes war, und beschloß, ihn auf dieselbe Weise zu besiegen, wie er sich bemüht hatte, ihn zu übertreffen. Sobald also das Roß beschlagen war, machte er es dem Seneschall zum Geschenk. Der König wollte viel eher die Freude der Jagd verlieren, als von einem seiner Diener an Höflichkeit übertroffen werden; er berücksichtigte dabei den Hochsinn des Mannes, der mit ihm in ruhmvollen Taten und Hingebung wetteifern zu wollen schien. Dem Seneschall schien es nicht passend, das Geschenk seines Herrn zurückweisen zu wollen, sondern er nahm es mit demselben hohen Geiste hin, mit dem er seinem Roß die Eisen hatte abnehmen lassen, und erwartete immer eine Gelegenheit, seinen Gebieter an Höflichkeit zu übertreffen und sich ihn zu verpflichten. Es dauerte hernach nicht lange, so kamen viele von denen, die zurückgeblieben waren, ihnen nach; der König nahm ein Pferd von einem der Seinigen und kehrte mit seinem ganzen Gefolge nach der Stadt zurück.

Wenige Tage darauf ließ der König ein festliches prachtvolles Turnier ansagen auf den ersten Maitag. Der Preis, der dem Sieger verliehen werden sollte, war ein mutiges, edles Pferd nebst Zügel, dessen Gebiß von feinem Golde reich gearbeitet war, und einem Sattel vom höchsten Werte, und das übrige Reitzeug war im Verhältnis zum Zaum und Sattel; der Zaum bestand aus zwei sehr kunstreich gearbeiteten Goldketten. Das Pferd war ferner bedeckt mit einer Decke von Goldstoff mit Kantillen, ringsum mit sehr schönen gestickten Fransen, woran goldene Mispeln und Glöckchen hingen. Am Sattelbogen hing ein ganz feiner Degen, die Scheide ganz eingefaßt von Perlen und köstlichen Steinen von großem Werte, und auf der andern Seite sah man einen sehr schönen starken Stab befestigt, der auf Damaszener Art ganz meisterhaft gearbeitet war. Ferner lagen neben dem Pferde nach Art von Trophäen umher alle

classtests.com

möglichen Waffen, wie sie ein Ritter im Kampfe braucht, so reich und schön, wie sie nur irgend zu finden waren. Der Schild war bewundernswürdig und stark; man konnte ihn nebst einer schönen goldenen Lanze sehen am Tage, wo das Turnier stattfinden sollte. Alle diese Dinge sollten dem Sieger im Wettkampfe zuteil werden. Es kamen nun viele Fremde zusammen zu dem hohen Feste, teils um mitzukämpfen, teils um die prachtvolle Feier des Turniers zu sehen. Von den Untertanen des Königs blieb kein Ritter noch Baron zurück, der nicht reichgekleidet erschien; und unter den ersten, die ihren Namen angaben, war der Erstgeborne des Königs, ein sehr tapferer und im Waffenhandwerk äußerst geachteter Jüngling, der von früh auf im Lager erzogen und herangewachsen war. Auch der Seneschall meldete sich an. Ebenso andere persische wie fremde Ritter, denn das Fest war als ein allgemeines verkündigt worden mit sicherem Geleite für alle Fremde, die dazu kommen und dabei kämpfen wollten; nur mußten es adlige sein, andere wurden nicht angenommen.

Der König hatte zu Kampfrichtern drei alte Barone erwählt, die in früherer Zeit gleichfalls selbst wackere Kämpfer gewesen waren und sich in vielen Unternehmungen geübt und als rechtschaffene und einsichtige Männer bewährt hatten. Sie hatten ihr Tribunal mitten in der Rennbahn gerade dem Punkte gegenüber, wo meistens die Kämpfenden sich zu treffen und ihre Schläge zu führen pflegten. Nun müßt ihr euch vorstellen, daß alle Frauen und Töchter des Landes sich hier versammelt hatten, und daß eine solche Menge Volks hier beisammen war, wie es sich von einem Feste dieser Art erwarten ließ. Und vielleicht kämpfte daselbst kein Ritter, der nicht seine Geliebte hatte, und jeder hatte irgendein Geschenk von ihren Frauen, wie bei ähnlichen Kämpfen zu geschehen pflegt. Zum angesetzten Tag und Stunde erschienen alle Kämpfenden mit größtem Pompe der reichsten Überkleider sowohl über den Waffen als den Pferden. Der Kampf begann: viele Lanzen splitterten, und manche führte schöne Schläge; aber das allgemeine Urteil ging dahin, daß der Seneschall Ariabarzanes es sei, der den Preis davontragen müsse; wäre aber er nicht da, so übertreffe der Sohn des Königs bei weitem alle andern: denn keiner der Wettkämpfer hatte über fünf Streiche für sich, nur des Königs Sohn hatte deren neun. Der Seneschall zeigte elf kräftig und ehrenvoll gebrochene Lanzen, und wenn er noch einen einzigen Streich gewann, so war er Sieger im Spiele; denn zwölf Streiche waren an jenem Tage den Kämpfenden vorgeschrieben, um den Preis zu gewinnen, und wer sie zuerst führte, bekam ohne weiteres Hindernis den Preis.

Dem König (um die Wahrheit zu sagen) konnte keine größere Freude werden, als wenn die Ehre dieses Tages seinem Sohne zufiele; aber er sah nicht wohl ein, wie es möglich werden sollte: denn er erkannte den großen Vorsprung, den der Seneschall hatte, gut; doch ließ er sich als ein kluger Mann die Sache im Gesicht nicht merken. Auf der andern Seite war sein junger Sohn, der vor seiner Geliebten kämpfte, bis zum Tode verdrießlich darüber, daß er so seine Hoffnung schwinden sah, die erste Ehre zu erringen, so daß Vater und Sohn von gleichem Verlangen brannten. Aber die Trefflichkeit und Tapferkeit des Seneschalls und der Umstand, daß er seinem Ziele schon so nahe stand, schnitt ihnen alle Hoffnung ab, wenn noch eine solche übriggewesen war. Im Augenblicke nun, als der Seneschall seine letzte Lanze brechen wollte – er ritt an diesem Tage eben das treffliche Pferd, das ihm der König auf der Jagd geschenkt hatte, und wußte genau, daß der König sehnlichst wünschte, seinen Sohn siegreich zu sehen; ebenso kannte er die Gesinnung des Jünglings, der zu Ehren und in Gegenwart seiner Geliebten ganz von demselben Verlangen glühte, – in dem Augenblicke faßte er den Entschluß, sich einer solchen Ehre zu entkleiden und sie dem Sohne des Königs zu überlassen. Er wußte zwar wohl, daß eine solche Großmut dem König nicht gefiel; nichtsdestoweniger war er aber geneigt, durch Beharrlichkeit seine Ansicht zu überwinden, nicht weil er mehr begehrte, als der König ihm schenkte, sondern bloß, um sich zu ehren und Ruhm zu erwerben: der Seneschall war der Ansicht, es sei undankbar vom König, diese Handlungen des Edelmuts, den er gegen ihn übte, nicht annehmen zu wollen. Er hatte sich nun unter allen Umständen vorgenommen, es so einzurichten, daß die Ehre dem Sohne des Königs bliebe: er legte die Lanze ein, als er nahe daran war, mit ihm zusammenzutreffen (denn er selbst war es, der ihm entgegenkam), ließ aber die Lanze aus der Hand fallen und sagte: »Mein Edelmut soll es dem andern gleichtun, wenn er auch nicht geschätzt wird.«

Der Sohn des Königs traf mit Anstand den Schild des Seneschalls, brach seine Lanze in tausend Stücke und gewann den zehnten Streich. Viele hörten die Worte des Seneschalls, die er beim Wegwerfen der Lanze aussprach, und alle Umstehenden ohne Ausnahme merkten, daß er nicht habe treffen wollen, um nicht den letzten Streich zu führen und um dem Sohne des Königs die so sehr gewünschte Ehre des Turniers zu lassen. Er verließ auch darauf die Schranken. Der Sohn des Königs bestand ohne große Mühe die letzten Gänge und trug Preis und Ehre davon. Unter dem Schalle von tausend Musikinstrumenten und unter Voranführung des Kampfpreises wurde er mit Pomp durch die ganze Stadt geleitet, und unter dem Gefolge befand sich auch der Seneschall, der fortwährend mit heiterer Miene die Mannhaftigkeit des Prinzen rühmte. Der König war ein scharfsichtiger Mann; er hatte schon oft und viel die Tapferkeit seines Seneschalls in andern Turnieren, Wettkämpfen, Buhurten und Schlachten erprobt und ihn immer vorsichtig, klug und persönlich äußerst tapfer erfunden; so erkannte er denn wohl, daß das Fallen der Lanze nicht zufällig gewesen war, sondern ganz vorsätzlich, und dies bestärkte ihn in der Ansicht, die er über die Großmut und Aufopferung seines Seneschalls hegte.

Und in der Tat, der Edelmut des Seneschalls Ariabarzanes war so groß, daß, wie mich dünkt, wenige sich bereit finden ließen, ihn nachzuahmen. Wir sehen den ganzen Tag viele mit den Glücksgütern freigebig umgehen und reichlich bald

classtests.com

Kleider, bald Silber und Gold, bald Edelsteine und andere Dinge von großem Wert an den und jenen verschenken. Ja, große Herren sieht man nicht nur mit solcherlei Dingen gegen ihre Diener freigebig und großmütig, sondern sie verschenken selbst großartig Burgen, Ländereien und Städte. Was sollen wir von denen sagen, die mit ihrem eigenen Blute und mit dem Leben selbst oftmals verschwenderisch umgehen im Dienste anderer? Von solchen und ähnlichen Beispielen sind alle Bücher aller Sprachen voll; aber wer den Ruhm geringschätzt und mit seiner eigenen Ehre freigebig ist, ein solcher findet sich noch nicht. Der siegreiche Feldherr schenkt nach dem blutigen Treffen seinen Kriegskameraden Beutestücke der Feinde und Gefangene und macht sie teilhaftig der ganzen Eroberung; aber den Ruhm und die Ehre der Schlacht behält er für sich selbst. Und, wie der wahre Vater der römischen Beredsamkeit göttlich bemerkt, jene Philosophen, die von der Pflicht der Geringschätzung des Ruhmes schrieben, streben eben durch ihre Bücher nach Ruhm. Dem König nun gefiel diese Großmut und dieses Zurücktreten seines Seneschalls nicht, vielmehr war es ihm zuwider; denn er war der Ansicht, es sei für einen Untertanen und Diener nicht schicklich, sich nicht nur seinem Herrn gleichzustellen, sondern ihn durch Handlungen der Großmut und Aufopferung zu verpflichten; so fing er an, ihn es merken zu lassen und ihn weniger freundlich zu behandeln als bisher. Ja, zuletzt beschloß er, ihn deutlich merken zu lassen, wie sehr er sich irre, wenn er glaube, sich seinen Gebieter verpflichten zu können, und zwar folgendermaßen.

Es war eine alte bewährte Sitte in Persien, daß die Könige alljährlich den Jahrestag ihrer Krönung durch ein großes pomphaftes Fest feierten, an welchem Tage alle Barone des Reichs verbunden waren, sich am Hofe einzufinden, woselbst der König sie acht Tage lang hintereinander mit den kostbarsten Mahlzeiten und anderen Festlichkeiten bewirtete. Als nun der Jahrestag der Krönung des Artaxerxes kam und alles in gehöriger Weise zugerüstet war, wollte der König ausführen, was ihm eingefallen war, und er trug einem seiner vertrauten Kämmerer auf, sogleich den Ariabarzanes aufzusuchen und ihm zu sagen: »Ariabarzanes, der König befiehlt dir, im Augenblicke den Schimmel, den goldenen Stab und die übrigen Zeichen deines Seneschallamtes selber deinem Feinde Darius zu bringen und ihm im Namen des Königs zu eröffnen, daß er zum obersten Seneschall ernannt ist.«

Der Kämmerer ging hin und tat, was der König ihm aufgetragen hatte. Als Ariabarzanes diese strenge Botschaft hörte, meinte er umzukommen vor Schmerz, und er empfand die Sache um so tiefer, als Darius sein erbittertster Feind auf Erden war. Demunerachtet gewann er es bei seiner Seelengröße nicht über sich, den innerlichen Kummer merken zu lassen, sondern sagte zu dem Kämmerer mit heiterem Gesicht: »Was meinem Herrn gefällt, das soll geschehen. Siehe, auf der Stelle gehe ich, seine Befehle ins Werk zu setzen!«

Und so tat er auch alsbald mit größtem Eifer. Und als die Stunde der Mittagsmahlzeit kam, verrichtete Darius den Dienst als Seneschall. Sobald der König bei der Tafel saß, setzte sich auch Ariabarzanes mit heiterer Miene mit den andern Baronen zu Tische. Die Verwunderung aller war sehr groß, und unter den Baronen lobten die einen den König, die andern nannten ihn im geheimen undankbar, wie das unter Hofleuten so Sitte ist. Der König verwandte kein Auge von Ariabarzanes und verwunderte sich sehr, daß er sich äußerlich so heiter gab; er hielt ihn deshalb in der Tat für einen Mann von sehr edlem Sinne. Und um nun auf den Plan zu kommen, den er früher entworfen, fing er an, mit bittern Worten allen seinen Baronen seine Unzufriedenheit mit Ariabarzanes darzulegen: andererseits bestach er einige, um sorgfältig auszuspähen, was er sagte und tat. Ariabarzanes hörte die Worte seines Gebieters und wurde von den Schmeichlern, die hierauf angewiesen waren, gereizt; er sah auch, daß die Geduld, die er bewies, ihm nichts nützte, und daß ihm die Bescheidenheit nichts half, die er im Reden geübt hatte; er erinnerte sich des langen treuen Dienstes, den er dem König geleistet, des erlittenen Schadens, der Lebensgefahr, der er sich so oft ausgesetzt hatte, der geübten Großmut und vieler anderer Dinge, die er getan: und da ließ er sich endlich übermannen vom Unmut, er verlor den Zügel der Geduld und ließ sich hinreißen von seinem Selbstgefühl; er meinte, er sollte Ehre empfangen statt getadelt zu werden, statt des verdienten Lohnes aber werde ihm sein Amt genommen; unter bittern Vorwürfen beschwerte er sich über den König und nannte ihn undankbar, was bei den Persern für ein Majestätsverbrechen angesehen wird. Gerne wäre er vom Hofe weggegangen und hätte sich auf eines seiner Schlösser zurückgezogen; aber das war ihm nicht gestattet ohne Vorwissen und Urlaub des Königs, und er brachte es nicht übers Herz, diesen um eine Vergünstigung anzugehen.

Dem König ward indessen alles gemeldet, was Ariabarzanes tat und was er sprach: er ließ ihn daher eines Tages rufen; und als er vor dem König stand, sagte Artaxerxes also zu ihm: »Ariabarzanes, deine verschiedenen Beschwerden, deine bittern Klagen, die du bald da, bald dort ausläßt, und dein fortwährender Unwille ist durch die Fenster meines Palastes zu meinen Ohren gedrungen, und ich habe Dinge von dir vernommen, die ich kaum geglaubt habe. Ich wünschte nun von dir selbst zu erfahren, was dich zu den Beschwerden bewogen hat; du weißt, in Persien ist eine Beschwerde über seinen König und vornehmlich seine Bezeichnung als undankbar kein geringeres Vergehen als der Tadel der unsterblichen Götter, weshalb die alten Gesetze verordnet haben, daß die Könige gleich den Göttern verehrt werden müssen. Unter den Sünden, die unsere Gesetze scharf bestrafen, ist die Sünde der Undankbarkeit diejenige, welche aufs allerschärfste geahndet wird. Wohlan, so sage mir nun, worin du von mir beleidigt worden bist! Denn obwohl ich König bin, darf ich doch niemandem ohne Grund eine Beleidigung zufügen; denn sonst hieße ich billig nicht König, was ich bin, sondern Tyrann, was ich niemals sein will.«

classtests.com

Ariabarzanes war voll Unwillens, wich aber doch keinen Finger breit von seiner großartigen Gesinnung und bekannte frei alle Beschwerden, die er irgendwo gegen den König vorgebracht hatte. Darauf antwortete der König also: »Du kennst den Grund, Ariabarzanes, weshalb ich mich von Rechts wegen angetrieben fühlte, dir die Würde und das Amt des Seneschalls abzunehmen. Du wolltest mir die meinige nehmen. Meine Sache ist es, in allen meinen Angelegenheiten freigebig, großmütig, ritterlich zu sein, gegen jedermann Höflichkeit zu üben und mir meine Diener zu verpflichten, indem ich ihnen von meinem Eigentum mitteile und sie belohne, und zwar nicht immer, indem ich pünktlich die Handlungen abwäge, die sie in meinem Dienste und zu meinem Vorteil getan, sondern indem ich sie meist über Verdienst beschenke. Ich darf nie in den verdienstlichen Werken der Freigebigkeit die Hände verschlossen halten, nie mich müde zeigen, den Meinigen und Fremden Geschenke zu geben, wie es die Umstände erheischen; denn das ist das eigentümliche Amt jedes Königs und das meine insbesondere. Du aber, der du mein Knecht bist, suchst in gleichem Stile auf tausend Weisen durch deine Werke der Höflichkeit nicht mir zu dienen und das zu tun, was du mir als deinem Herrn gegenüber tun mußt, sondern du bemühst dich, mit deinen Handlungen mich auf unlösbare Weise an dich zu fesseln und zu machen, daß ich dir auf immer fest verpflichtet bleibe. Sage mir nun selbst, welchen Lohn könnte ich dir geben, welches Geschenk bieten, welchen Preis zuwenden, wobei mir der Ruhm der Freigebigkeit gesichert bliebe, wenn du mich vorher mit deiner Großmut so an dich gefesselt hast? Hohe und edelgesinnte Herren fangen dann an, einen Diener zu lieben, wenn sie ihn beschenken, wenn sie ihn erhöhen, und dabei wird immer darauf Rücksicht genommen, daß das Geschenk das Verdienst übertreffe; denn sonst wäre es keine Freigebigkeit noch Großmut. Der Besieger der Welt, Alexander der Große, nahm eine reiche und mächtige Stadt ein, nach deren Besitze viele seiner Barone trachteten, und um die ihn die nämlichen baten, die sich um ihre Gewinnung mit ihren Waffen ehrenvoll bemüht und ihr eigenes Blut vergossen hatten; er wollte sie aber nicht denen geben, die durch ihre Verdienste darauf Anspruch machen konnten, sondern er rief einen armen Mann, der sich zufällig dort befand, und gab sie ihm, damit die von ihm geübte Freigebigkeit und Großmut an einem so gemeinen niedrigen Menschen desto heller und ruhmvoller strahle; denn von der einem solchen Menschen erwiesenen Wohltat kann nicht gesagt werden, sie gehe aus irgendwelcher Verbindlichkeit hervor, sondern man sieht deutlich, daß es die reine Freigebigkeit, reine Ritterlichkeit, reine Großmut, der reine Edelsinn ist, der aus einem großen und erhabenen Herzen hervorgeht. Ich sage darum nicht, daß man nicht einen treuen Diener belohnen solle; aber ich behaupte, daß der Lohn immer das Verdienst dessen übersteigen müsse, welcher dient. Nun also, wenn du Tag für Tag so viel Verdienst erwirbst, wie du tust, und fortwährend mich unendlich zu verbinden suchst durch deine schrankenlose Großmut wie bisher, so machst du mich machtlos, dir zu genügen, und sperrst mir den Weg für meine Freigebigkeit. Siehst du nicht, daß ich von dir überholt und mitten auf meiner gewohnten Bahn gehemmt bin, welche darin besteht, mir die Liebe, die Dankbarkeit und die Anhänglichkeit meiner Untergebenen durch Geschenke zu erwerben, indem ich ihnen täglich von dem Meinigen schenke, und, wenn einer durch seine Dienstleistungen ein Talent verdient, ihm zwei oder drei zu geben? Weißt du nicht, daß, je weniger von ihnen der Lohn erwartet wird, ich um so lieber ihn erteile, um so bereitwilliger sie erhöbe und ehre? Bestrebe dich also, Ariabarzanes, in Zukunft so zu leben, daß man dich als Knecht erkennt und mich, was ich auch bin, als Herrn! Alle Fürsten fordern meines Bedünkens zwei Dinge an ihren Dienern, Treue nämlich und Liebe; sind diese gefunden, so sorgen sie nicht weiter. Wer also wie du mit mir in Großmut wetteifern will, der wird finden, daß ich ihm am Ende wenig Dank weiß. Und außerdem will ich dir sagen, daß, wenn ich will, mir die Laune kommen kann, einem meiner Diener etwas von dem Seinigen zu nehmen und es zum Meinigen zu machen, ich aber dennoch von ihm und denen, die es sonst erfahren, großmütig und ritterlich genannt werden will. Und das sollst du mir nicht leugnen, sondern es freiwillig jedesmal bekennen, sooft es mir in den Sinn kommt, es zu tun.«

Hier schwieg der König, und Ariabarzanes antwortete sehr ehrerbietig, aber mit Großmut folgendermaßen: »Ich habe nie gesucht, unüberwindlichster König, Eure unendliche und unbegreifliche Großmut mit meinen Handlungen zu übertreffen oder ihr gleichzukommen; aber ich habe mich sehr bemüht, es dahin zu bringen, daß Ihr und die ganze Welt deutlich erkennt, wie ich nichts anderes so sehr wünsche als Eure Gnade; und verhüte Gott, daß ich je in die große Verirrung versinke, als könne ich mit Eurer Größe wetteifern! Wer wird auch sein Licht neben die Sonne stellen wollen? Wohl schien es mir und scheint mir noch meine Pflicht zu sein, daß ich nicht nur mit diesen Glücksgütern zu Eurer Ehre und in Eurem Dienst freigebig sein muß, da ich sie ja von Euch erhalten habe, sondern daß es auch zum Frommen Eurer Krone ausschlägt, daß ich mit diesem meinem Leben nicht nur nicht sparsam, sondern selbst verschwenderisch umgehe. Und wenn Ihr meintet, ich habe versucht, um gleiche Großmut mit Euch zu wetteifern, so mußtet Ihr doch denken, ich tue es, um Eure Gnade vollkommener zu haben und damit ich Euch Tag für Tag mehr bestimme, mich zu lieben; denn als Ziel jedes Dieners ist mir erschienen, mit aller Macht die Liebe und Gunst seines Herrn zu suchen. Jetzt aber, unüberwindlichster König, muß ich gegen alle meine Vermutung sagen, das, daß ich nach Eurem Zugeständnis großmütig, edel, hochherzig gewesen bin, verdiene Tadel und Strafe und Eure Ungnade, wie an mir das, was Ihr getan habt, klärlich zeigt; wie sehr ich auch entschlossen bin, in meinem, wie mir scheint, ehrenvollen und löblichen Vorsatze zu leben und zu sterben; wenn mir aber ein Gebieter mein Eigentum nimmt, dessen Schuldigkeit es ist, mir von dem Seinigen mitzuteilen, und ich soll sagen, er sei freigebig und großmütig und das sei wohlgetan, so werde ich mich dazu nie verstehen.«

classtests.com

Als der König diese letzten Worte hörte, stand er auf und sprach: »Ariabarzanes, es ist jetzt nicht Zeit, mit dir zu streiten; denn die Verhandlung und Aburteilung deiner Worte und Handlungsweise gegen mich übergebe ich dem ernsten Ermessen meiner Räte, die zu gelegener Zeit das Ganze nach den Gesetzen und Gebräuchen Persiens aburteilen werden. Es genüge mir für jetzt, daß ich geneigt bin, dir durch die Tat zu zeigen, daß das wahr ist, was du jetzt geleugnet hast; und du wirst es selbst mit eigenem Munde bekennen. Inzwischen begib dich hinweg nach deinen Schlössern und komm nicht wieder zu Hof, wenn ich dich nicht verlange!«

Als Ariabarzanes diesen letzten Entschluß seines Gebieters vernommen, wandte er sich nach Hause und war mehr als zufrieden, sich auf das Land nach seinen Schlössern begeben zu dürfen, froh, nicht den ganzen Tag sich seinen Feinden gegenüber zu sehen, aber voll Unmut über die vom König ausgesprochene Überweisung seiner Angelegenheit an seinen Rat. Nichtsdestoweniger entschlossen, jedes Geschick über sich ergehen zu lassen, unterhielt er sich mit den Freuden und Zerstreuungen der Jagd.

Er hatte nur zwei Töchter, die ihm seine verstorbene Gattin hinterlassen; beide galten für sehr schön, doch war die erste unvergleichlich schöner als die andere und nur um ein Jahr an Alter von ihr verschieden. Der Ruhm ihrer Schönheit flog durch ganz Persien, und es war darin kein so großer Baron, der sich nicht sehr gerne mit Ariabarzanes in Verwandtschaft gesetzt hätte. Er war nun etwa vier Monate auf einer seiner Burgen gewesen, die ihm besser als die andern gefiel wegen der daselbst herrschenden vollkommen guten Luft und ebenso, weil die schönsten Jagden mit Hunden wie mit Vögeln sich dort befanden. Da erschien daselbst plötzlich ein Herold des Königs, der zu ihm sprach: »Ariabarzanes, der König, mein Herr, befiehlt dir, daß du mit mir diejenige deiner Töchter an den Hof sendest, die die schönste von beiden ist!«

Ariabarzanes konnte die Absicht des Königs bei diesem Befehle nicht ahnen, und die verschiedensten Gedanken kreuzten sich darüber in seinem Kopfe; er haftete dann bei einem, der ihm plötzlich einfiel, und beschloß, die jüngere zu senden, die, wie gesagt, der ältern an Schönheit nicht gleichkam. Nachdem er diesen Entschluß gefaßt hatte, suchte er seine Tochter auf und sprach zu ihr: »Liebe Tochter, mein König hat mir den Befehl zukommen lassen, ihm die schönste meiner Töchter zu senden; aber aus einem triftigen Grunde, den ich dir jetzt nicht sagen kann, will ich, daß du hingehest. Aber merke dir wohl und präge dir ein, ihm nie zu sagen, daß du die weniger schöne bist; denn wenn du schweigst, so wird es dir den größten Vorteil verschaffen; offenbarst du dich dagegen, so wäre es mir ein unersetzlicher Schaden und könnte mich vielleicht das Leben kosten. Auch wenn du fühlst, daß du schwanger bist, sagst du niemand etwas davon und läßt niemand deine Schwangerschaft merken. Erst wenn du ganz gewiß bist, schwanger zu sein, und deinen Leibesumfang so zunehmen siehst, daß sich die Sache nicht mehr verbergen läßt, dann magst du auf irgendeine dir passend scheinende Weise dem König zu wissen tun, daß deine Schwester viel schöner ist als du, und daß du die jüngere bist.«

Das Mädchen war klug und verständig; sobald sie den Willen des Vaters gehört und seinen Plan eingesehen hatte, versprach sie, zu tun, was er ihr auftrug. So ward sie denn mit dem Herold in ehrenvollem Geleite an den Hof gebracht. Es war nicht schwer, den König und die andern zu täuschen; denn wenn auch die ältere noch weit schöner war, so war doch die Ungleichheit nicht so groß, daß, wenn nicht beide nebeneinander standen, die jüngere nicht für die schönste gelten konnte; auch waren sich ihre Züge so ähnlich, daß, wer nicht genauer mit ihnen bekannt war, nicht leicht merkte, welche die ältere sei. Ariabarzanes hatte sie überdies so zurückgezogen gehalten, daß man sie nur selten sehen konnte.

Dem König war seine Frau schon vor einigen Jahren gestorben. Er beschloß daher, die Tochter des Ariabarzanes zur Frau zu nehmen, die, obschon nicht vom königlichen Geblüte, nichtsdestoweniger von sehr gutem Adel war. Sobald er sie sah und sie weit schöner fand, als er nach dem Gerücht angenommen hatte, verlobte er sich in Gegenwart seiner Barone feierlich mit ihr und ließ dem Ariabarzanes sagen, er solle ihm das Heiratsgut für die Tochter schicken, die er zu seiner Gemahlin erkoren. Als Ariabarzanes diese Nachricht erhielt, war er sehr erfreut über diesen Gang der Sache und schickte der Tochter die Mitgift, die er, wie man wußte, schon früher jeder seiner beiden Töchter ausgesetzt hatte. Viele am Hofe wunderten sich sehr darüber, daß der schon bejahrte König ein Kind zum Weibe nehme und zumal die Tochter eines Vasallen, den er vom Hofe verwiesen hatte. Andere dagegen lobten ihn darüber, wie das so Sitte der Hofleute ist. Doch war keiner unter ihnen, der auf den Grund verfallen wäre, der den König bewog, dieses Familienband zu knüpfen; denn es geschah nur, um Ariabarzanes zu dem Geständnis zu bringen, daß er ihn gnädig und großmütig nennen müsse, wenn er ihm auch etwas von seinem Eigentum nehme.

Als nun die Hochzeit mit aller Pracht gefeiert war, schickte Ariabarzanes dem König eine zweite Mitgift von der Größe der ersten mit der Bemerkung, wenn er früher die Mitgift für seine Töchter festgesetzt habe, so sei es in der Voraussetzung geschehen, daß er sie an Männer seinesgleichen verheirate; wenn er aber sehe, daß er, der in gar keine Vergleichung mit einem andern komme, der Gatte der einen geworden sei, so scheine ihm passend, ihm mehr Mitgift zu geben als jedem andern, der sein Eidam hätte werden können. Der König wollte aber auf diese Vermehrung der Mitgift sich nicht einlassen und hielt sich hinlänglich befriedigt mit der Schönheit und dem Betragen seiner Neuvermählten, die er ganz als Königin behandelte und ehrte.

classtests.com

Unterdessen ward sie schwanger mit einem Sohne, wie sich später bei der Geburt ergab; sie merkte ihre Schwangerschaft wohl, verhehlte sie aber, so gut sie konnte. Sowie sie aber an dem wachsenden Umfang ihres Leibes sah, daß sie ihre Schwangerschaft nicht mehr länger verbergen konnte, benutzte die Verständige klüglich einen Zeitpunkt, wo der König bei ihr war und ganz vertraulich mit ihr scherzte, und fing verschiedene Gespräche an, worunter sie ihre Anliegen geschickt entdecken zu können glaubte, und offenbarte ihm endlich, daß sie nicht die schönste der beiden Schwestern sei. Als der König dies hörte, ward er sehr unwillig darüber, daß Ariabarzanes seinem Befehle nicht gehorcht hatte, und so sehr er seine Gattin liebte, rief er doch, um seinen Plan durchzuführen, den Herold, den er früher auf die Brautwerbung gesandt hatte, schickte sie mit ihm an ihren Vater zurück und ließ ihm sagen: »Ariabarzanes, da du merktest, daß das Wohlwollen unsers Königs dich überwunden und besiegt hat, wolltest du statt Edelmut gegen ihn Bosheit und Ungehorsam üben und hast von deinen Töchtern nicht die, die ich in seinem Namen dir abverlangte, sondern, die, die dir zu schicken beliebte, geschickt und damit in der Tat die herbste Züchtigung verdient. Darum sendet er, nicht wenig ergrimmt über die Sache, die Tochter dir ins Haus zurück und will, daß ich ihm die erste mitbringe; zugleich habe ich die Mitgift, die du ihm gegeben hast, vollständig bei mir; hier ist alles.«

Ariabarzanes nahm Tochter und Mitgift mit dem freundlichsten Gesichte auf und sprach zu dem Herold also: »Meine andere Tochter, die der König, mein Gebieter, verlangt, kann ich jetzt nicht mit dir senden, denn sie liegt schwerkrank zu Bette, wovon du dich selbst überzeugen kannst, wenn du mit mir in ihr Zimmer kommen willst; aber ich verpfände dir mein Wort, sobald sie geheilt ist, werde ich sie an den Hof senden.«

Als der Herold das Mädchen sah, das krank im Bette lag, kehrte er zum König zurück und berichtete ihm alles. Er war damit zufrieden und wartete, wie die Sache weitergehen werde. Die Genesung der kranken Jungfrau schritt aber nicht so rasch vor, und die Zeit kam, wo die andere Tochter gebären sollte. Sie gebar auch ein schönes Knäblein, und Mutter und Kind befanden sich in erwünschtem Wohlsein. Ariabarzanes war darüber sehr zufrieden und äußerst vergnügt, und dies um so mehr, als in wenigen Tagen schon das Neugeborene in seinen Zügen seinem königlichen Vater so ähnlich wurde, daß es gar nicht ähnlicher hätte sein können.

Als die junge Frau ihr Wochenbett verließ, war indessen auch ihre Schwester hergestellt und wieder so schön geworden wie zuvor. Ariabarzanes kleidete beide reich und schickte sie an den König mit ehrenvollem Geleite, nachdem er sie zuvor unterwiesen hatte, was sie sagen und tun sollten. Sowie sie am Hofe ankamen, sprach einer von den Leuten des Ariabarzanes also zum König: »Hoher Herr, hier ist nicht nur eine Tochter, die Euch Ariabarzanes, Euer Knecht, sendet, sondern alle beide, die er hat.«

Als der König diese edle Freigebigkeit des Ariabarzanes hörte und sah, nahm er alles an und sprach bei sich selbst: »Ich will es so einrichten, daß Ariabarzanes vollkommen mit mir zufrieden und doch von mir überwunden wird.«

Ehe der Bote wegging, der die jungen Weiber hergeleitet hatte, ließ er einen seiner Söhne mit Namen Cyrus kommen und sagte zu ihm: »Mein Sohn, ich will, daß du diese jungfräuliche Schwester meiner Gattin, die, wie du siehst, sehr schön ist, zur Frau nimmst.«

Der junge Mann tat das sehr gerne. Andererseits nahm der König die seinige wieder zu sich, veranstaltete ein großes Fest und wollte, daß die Hochzeit seines Sohnes feierlich und pomphaft begangen werde und acht Tage dauere. Als Aribarzanes diese frohe Nachricht erhielt, gab er sich noch nicht überwunden, es schien ihm vielmehr sein Plan vollkommen nach Wunsch zu gehen; er beschloß, dem König das kürzlich geborene Kind zu senden, das ihm, wie gesagt, glich wie eine Fliege der andern. Er ließ also eine sehr schöne Wiege von Elfenbein machen, die ganz mit feinem Golde ausgelegt und mit den kostbarsten Edelsteinen geschmückt war. Darein ließ er das Kindlein legen, in die feinsten Tücher von Seide und Goldstoff eingewickelt, und ließ es unter Obhut seiner Amme und mit glänzendem Gefolge zum König führen, als eben die feierliche Hochzeit gehalten wurde. Der König befand sich in einem schön geschmückten Saale in Gesellschaft vieler seiner Barone; als nun der, der das Kindlein dem König überreichen sollte, dort ankam, ließ er die Wiege vor ihm niedersetzen und kniete vor ihm hin. Der König und alle Barone verwunderten sich darüber und hatten acht, was der Bote sagen wollte. Er faßte die Wiege an und sprach: »Unüberwindlichster König, ich küsse Euch im Namen des Ariabarzanes, meines Herrn und Eures Dienstmanns, knieend Eure königlichen Hände und übergebe Euch mit schuldiger Ehrfurcht dieses Geschenk. Ariabarzanes dankt Euer Hoheit unendlich für alle die Gnade, die Ihr gegen ihn zu üben geruht habt, indem Ihr Euch herabließet, Verwandtschaftsbande mit ihm einzugehen. Er will für diese große Huld nicht undankbar sein und sendet Euch durch mich dieses Geschenk.«

Hier deckte er die Wiege auf. Sobald das Tuch zurückgeschlagen war, zeigte sich das schönste Knäblein, das den allerlieblichsten Anblick von der Welt gewährte, und es sah dem König so ähnlich wie ein Halbmond dem andern. Da sprach ein jeder, ohne Weiteres anzuhören: »Wahrlich, geheiligter König, dieses Kind gehört Euch.«

Der König ward nicht satt, es zu betrachten, und die Freude an seiner Beschauung war so groß, daß er gar nichts sprach. Das Kind machte die anmutigsten Bewegungen, spielte mit seinen zarten Händchen und wandte sich oft mit dem freundlichsten Lächeln zu seinem Vater. Als dieser es eine gute Weile aufmerksam betrachtet hatte, wollte er von

classtests.com

dem Boten erfahren, was das alles bedeute. Nun erzählte der Bote dem König alles genau. Als dieser die Geschichte hörte, ließ er die Königin rufen, die ihrerseits alles vollkommen bestätigte. Darüber war er denn außerordentlich zufrieden, nahm voll Freuden sein Söhnlein zu sich und gab sich fast überwunden. Doch meinte er schon so weit gegangen zu sein, daß ein Rückzug Schmach und Schande für ihn wäre; er beschloß daher, gegen Ariabarzanes noch eine weitere Handlung der Großmut auszuführen, um mittels derselben ihn entweder ganz zu überwinden oder doch einen triftigen Grund zu haben, um eine tödliche Feindschaft gegen ihn zu fassen.

Der König hatte eine Tochter von zwanzig bis einundzwanzig Jahren; sie war sehr schön und gebildet, denn sie hatte eine königliche Erziehung und Unterricht genossen. Er hatte sie noch nicht vermählt; denn er sparte sie auf, um mit einem König oder hohen Fürsten sich durch sie zu verbinden, und ihre Mitgift war tausend Pfund des feinsten Goldes wert nebst den Einkünften einiger Schlösser außer den köstlichsten Kleidern und unzähligen Juwelen, die die Königin, ihre Mutter, ihr bei ihrem Tode hinterlassen hatte. In der Absicht, es dem Ariabarzanes zuvorzutun, kam der König auf den Gedanken, ihn mittels dieser Tochter zu seinem Eidam zu machen. Allerdings schien ihm dieser Schritt keine geringe Erniedrigung; denn es ist eine schwere Aufgabe für eine Frau von hoher Abkunft, einen Mann von geringerem Blute zum Gatten zu nehmen. Ein anderes ist das bei dem Manne, der, wenn er von gutem Adel ist, damit, daß er eine Frau von niedrigerer Abkunft nimmt, noch nicht schon seinen Rang verliert; denn wenn der Mann von hohem edlem Geschlechte stammt, so adelt und erhebt er die Frau, die er seiner Größe beigesellt, wäre sie auch mitten aus der Hefe des Volkes genommen; und die Söhne, die ihnen geboren werden, erhalten alle den gleichen Adel wie der Vater. Eine Frau dagegen, so adlig sie ist, wenn sie einen Niedrigem heiratet und ihr Gatte nicht von Adel ist, gebiert keine Kinder, die dem Range der Mutter gleichstehen, sondern alle folgen dem des Vaters und bleiben unadlig, – so weit geht die Achtung vor dem männlichen Geschlechte. Daher sagen viele Gelehrte, der Mann gleiche der Sonne, die Frau dem Monde. Wir sehen wohl, daß der Mond nicht durch sich selbst leuchtet und kein Licht oder Schein dem nächtlichen Dunkel gewähren könnte, wenn er nicht von der Sonne erleuchtet wäre, die mit ihrem kräftigen Strahl zu rechter Zeit und am rechten Orte die Sterne erhellt und den Mond beleuchtet. Ebenso hängt die Frau vom Manne ab und empfängt von ihm ihren Adel. Der König also glaubte Unrecht zu tun, wenn er dem Ariabarzanes seine Tochter gebe, und fürchtete dafür Vorwurf und Tadel zu ernten. Aber jede Rücksicht und jede Furcht vor Schande ward besiegt und überwunden von dem Eifer, in diesem Wettkampf des Edelmuts die Oberhand zu behalten. Er schickte deshalb zu Ariabarzanes mit dem Auftrage, zu ihm an den Hof zu kommen. Sobald der den Befehl des Königs erhalten hatte, reiste er hin und stieg in seinem Palaste in der Stadt ab. Dann begab er sich sogleich hin, um seinem Herrscher seine Ehrfurcht zu bezeugen, der ihn denn sehr huldvoll bewillkommnete. Bald nach dem Empfange sagte der König zu ihm: »Ariabarzanes, da du keine Gattin mehr hast, wollen wir dir eine geben, die uns gefällt, und zwar eine solche, mit der du vollkommen zufrieden sein kannst.«

Ariabarzanes antwortete, er sei bereit, alles zu tun, was er begehre. Da ließ der König seine Tochter prächtig angetan hereinkommen und befahl dem Ariabarzanes, hier vor dem ganzen Hofe sie als seine Frau anzunehmen. Als dies mit den gebührenden Förmlichkeiten geschehen war, zeigte Ariabarzanes keine große Freudigkeit über diese Verwandtschaft und tat mit der Braut anscheinend sehr wenig zärtlich. Alle Barone und Edelleute am Hofe waren ganz betroffen, als sie die große Huld ihres Königs sahen, womit er einen seiner Vasallen zum Schwiegersohn und Eidam angenommen hatte. Als sie daneben das störrische Wesen des Ariabarzanes bemerkten, tadelten sie ihn aufs entschiedenste. Den ganzen Tag über war Ariabarzanes außer sich, während der ganze Hof jubelte und nichts als tanzte. Der König selbst war voll Freude über die Hochzeit seiner Tochter und war nur mit seinem Glücke beschäftigt.

Am Abend nach einer kostbaren Mahlzeit ließ der König seine Tochter mit festlichem Pompe nach dem Hause des Ariabarzanes begleiten und ihre reiche Mitgift auch dahin bringen. Er empfing seine Gattin höchst ehrenvoll und gab ihr augenblicklich in Gegenwart der Barone und Herren, die sie begleitet hatten, ein ebenso großes Heiratsgut wie das, das sie mitgebracht hatte, und schickte die tausend Pfund Gold, die ihm vom König zum Heiratsgut gegeben worden waren, demselben zurück. Diese Großmut setzte den König in solches Erstaunen und erfüllte ihn zugleich mit so heftigem Unwillen, daß er zweifelhaft war, ob er ihm nachgeben oder ob er ihn zu ewiger Verbannung verurteilen solle. Der König hielt die Großmut des Ariabarzanes nunmehr für unüberwindlich und konnte es nicht geduldig ertragen, daß einer seiner Vasallen sich seinem Könige in Sachen des Edelmuts und der Freigebigkeit gleichstelle. Er stellte sich daher heftig erzürnt und überlegte immer bei sich, was er in diesem Falle tun solle. Es war nicht schwer, den Grimm und Unwillen des Königs zu bemerken: denn sein Aussehen war verstört, und er machte niemandem ein freundliches Gesicht. Und da in Persien dazumal die Könige gleich Göttern geehrt und hochgeachtet wurden, bestand unter ihnen ein Gesetz: sooft der König sich heftig erzürne, solle er die Ursache seines Zornes seinen Räten offenbaren, die mit reiflicher Überlegung das Ganze zu prüfen haben, und wenn sie den König mit Unrecht erzürnt fänden, sollten sie gehalten sein, ihn zu beruhigen; fände sich aber wirklich, daß er guten Grund gehabt habe, unwillig zu werden und in Zorn zu geraten, so sollten sie den Urheber des Unwillens nach Beschaffenheit des Fehles mehr oder weniger hart bestrafen, sei es mit Verbannung, sei es mit Todesstrafe. Das Urteil dieser Männer wurde ohne Einsprache angenommen. Doch konnte freilich der König, wenn das Urteil gefällt war, ganz oder teilweise die Strafe vermindern oder den Schuldigen freisprechen. Es wurde daraus klar, daß der von den Räten gegebene Spruch die reine Gerechtigkeit, der Wille des Königs aber, wenn er jemand freisprach, Gnade und Barmherzigkeit war. Der König war

classtests.com

also nach der Verfassung des Reichs gehalten, die Ursache seines Unwillens zu offenbaren. Er tat dies auch genau.

Nachdem die Räte die Gründe des Königs gehört hatten, schickten sie nach Ariabarzanes, von dem sie durch gründliches Verhör vernehmen wollten, weshalb er dies und jenes getan habe. Die Herren Räte begannen nun über die vorgelegte Angelegenheit ihre Meinungen zu äußern; lange waren sie uneins in der Erforschung der Wahrheit der Sache; endlich aber nach langem Streite sprachen sie das Urteil, Ariabarzanes sollte den Kopf verlieren, teils weil er sich dem König habe gleichstellen, ja ihn übertreffen wollen, teils weil er keine Freude darüber, daß er eine Tochter seines Königs zur Frau bekommen, bezeugt und ihm nicht den gebührenden Dank für eine solche Huld ausgedrückt habe. Es war bei den Persern nämlich ein festes Herkommen: sooft in irgendeiner Tat oder Handlungsweise ein Untertan seinen Herrn zu übertreffen und es ihm zuvorzutun suchte, so löblich und würdig auch das Werk sein mag, so mußte er aus Rücksicht auf die dargelegte Geringschätzung der königlichen Majestät enthauptet werden, weil es eine allzu große Verletzung seines Gebieters wäre. Und um dieses ihr Urteil besser zu bestätigen, sagten diese Herren Räte, es sei früher schon von den persischen Königen eine solche Bestimmung ausgeführt worden und in ihren Annalen verzeichnet.

Der Fall war folgender: Der König von Persien war mit vielen seiner Barone zu seiner Zerstreuung auf das Land gegangen; er hatte seine Falken bei sich und fing an, sie auf verschiedene Vögel loszulassen. Kurz darauf fanden sie einen Reiher. Der König befahl, einen der Falken, der für den besten galt von denen, die er bei sich hatte – denn er hatte eine große Ausdauer und stieg bis zu den Sternen empor –, auf den Reiher loszulassen. Als dies geschehen war, fing der Reiher an, sich zu heben, und der Falke verfolgte ihn rüstig. Während nun der Falke nach vielem Widerstreben den Reiher in die Klauen packen und festhalten wollte, erschien plötzlich ein Adler. Sobald der mutige Falke den Adler erblickte, wollte er mit dem schüchternen Reiher nicht weiterkämpfen, sondern wandte sich mit raschem Fluge zu dem Adler und fing an, ihm heftig nachzusetzen. Der Adler verteidigte sich sehr mutig, und der Falke strebte, ihn unter sich zu bekommen. Am Ende packte der brave Falke mit seinen scharfen Krallen den Adler am Halse und riß ihm den Kopf vom Rumpfe, so daß er mitten unter der Gesellschaft des Königs niederfiel. Alle Barone und Edelleute, die bei dem Könige waren, priesen dieses Verfahren höchlich und hielten den Falken für einen der besten in der Welt, erteilten ihm auch die Lobsprüche, die ihrer Ansicht nach für eine so hochherzige Handlung gebührten, so daß niemand war, der nicht den Falken außerordentlich anerkannt hätte. Der König aber, was auch die Barone und die andern sagten, sprach nicht ein Wort, sondern blieb nachdenklich stehen und hatte für den Falken weder Lob noch Tadel. Es war schon sehr spät, als der Falke den Adler umbrachte; darum befahl der König allen, in die Stadt zurückzukehren. Am folgenden Tage ließ der König von einem Goldschmiede eine sehr schöne goldene Krone von solcher Gestalt machen, daß man sie dem Falken aufsetzen konnte. Als ihm sodann die Zeit passend schien, befahl er, auf dem öffentlichen Platze der Stadt einen mit Teppichen und andern Zieraten geschmückten Katafalk zu errichten, wie es Sitte ist, solche königliche Balkone zu verzieren. Unter Trompetenschall ließ er den Falken dahin bringen, wo auf Befehl des Königs ein hoher Baron ihm die goldene Krone auf den Kopf setzte zum Lohne der vortrefflichen Beute, die er an dem Adler gemacht hatte. Andererseits kam aber der Scharfrichter herbei: der nahm dem Falken die Krone ab und schlug ihm mit dem Beile den Kopf ab. Über dieses widersprechende Verfahren waren alle Zuschauer höchlich betroffen, und alle begannen verschiedene Gespräche über diesen Vorfall. Der König sah aus einem Fenster des Palastes alles mit an, ließ Stille gebieten und sprach so laut, daß er von den Zuschauern verstanden werden konnte, also: »Niemand erdreiste sich, über das, was soeben mit dem Falken geschehen ist, zu murren: denn alles ist aus gutem Grunde geschehen. Ich hege die feste Meinung, daß es die Pflicht jedes hochherzigen Fürsten ist, Tugend und Laster zu kennen, damit er tugendhafte und löbliche Handlungen ehren und die Laster strafen kann; sonst dürfte man ihn nicht König oder Fürst, sondern einen treulosen Tyrannen nennen. Darum habe ich, nachdem ich in dem toten Falken einen mit großer Rüstigkeit gepaarten Edelmut und Seelengröße erkannt, ihn mit einer Krone vom feinsten Golde ehren und belohnen wollen; denn nachdem er so mutvoll einen Adler getötet hatte, verdiente er, daß solches tapfere und wackere Benehmen belohnt wurde. Sodann aber im Hinblick darauf, daß er kühn, ja frech genug war, seinen König anzufallen und zu töten, schien es mir am Platze, daß er die verdiente Strafe für so große Verruchtheit empfange; denn es ist dem Diener nie erlaubt, die Hände mit dem Blute seines Herrn zu beflecken. Nachdem nun der Falke seinen und aller Vögel König umgebracht hat, wer wird mich mit Recht tadeln können, wenn ich ihm das Haupt abschlagen ließ? Gewiß niemand, dünkt mich.«

Dieses Urteil führten die Herren Richter an, als sie den Spruch taten, Ariabarzanes solle enthauptet werden. Und so verordneten sie in Übereinstimmung damit, daß zuerst Ariabarzanes wegen seiner Großmut und Freigebigkeit mit einem Lorbeerkranze gekrönt werden solle, damit seinem edeln Sinne gebührend Rechnung getragen werde; da er aber mit solchem Wetteifer, mit solchem festen Streben und beharrlichen Willen, ja mit der größten Anstrengung versuchte, es seinem Könige gleichzutun, mit ihm an Freigebigkeit zu wetteifern, ja es ihm zuvorzutun, sich über ihn zu stellen, und da er außerdem sich über ihn ausgelassen habe, solle ihm deshalb der Kopf abgeschnitten werden.

Als dem Ariabarzanes dieses strenge Urteil eröffnet wurde, hielt er mit der gleichen Seelengröße diesen giftigen Pfeil des Schicksals aus, wie er die früheren Schläge des ihm feindlich entgegentretenden Geschicks ertragen hatte; und er benahm und hielt sich in einer Weise, daß man kein Zeichen von Schwermut oder gar Verzweiflung an ihm bemerkte.

classtests.com

Er sagte bloß mit heiterem Gesichte in Gegenwart von vielen andern: »Das einzige blieb mir noch zuletzt übrig: daß ich meinem Herrn auch Blut und Leben opfere! Ich tue es mit Freuden, und man soll daraus erkennen, daß ich eher sterben kann, als meiner gewohnten Freigebigkeit entsagen.«

Er ließ sofort den Notar rufen, machte sein Testament (denn nach den persischen Gesetzen war dies erlaubt), gab seiner Frau und seinen Töchtern Zuschuß zu ihren Mitgiften, vermachte seinen Verwandten und Freunden, was ihm angemessen schien, und hinterließ dem König eine große Summe köstlicher Kleinode. Cyrus, dem Sohne des Königs, seinem Eidam, vermachte er außer einer großen Summe Geldes alle seine Waffen zu Schutz und Trutz und alle Pferde, die er hatte. Zuletzt verordnete er, wenn seine Frau, die möglicherweise schwanger sein könnte, einen Knaben gebäre, sollte dieser sein Sohn sein Gesamterbe werden; wäre es eine Tochter, so solle sie wie die andern Töchter ausgestattet und der Rest unter die drei Schwestern zu gleichen Teilen geteilt werden. Ferner sorgte er dafür, daß alle seine Diener nach ihrem Range belohnt wurden.

Als dies den Tag vor seiner festgesetzten Hinrichtung nach persischem Brauche veröffentlicht wurde, war man allgemein der Ansicht, es sei kein freigebigerer und großmütigerer Mann jemals in diesem Lande und vielleicht in der ganzen Umgegend gewesen. Und außer einigen Neidischen, die bei dem Könige immer dahin gestrebt hatten, ihn zugrunde zu richten, zeigten alle andern großes Mißvergnügen darüber, daß er auf diese Weise sterben müsse. Niemand ohne Ausnahme war es erlaubt, wenn ein solches Urteil gefällt war, den König um das Leben des Verurteilten anzuflehen. Daher fühlten die Gattin und die Töchter des Ariabarzanes nebst seinen Verwandten und Freunden die größte Bekümmernis und weinten fortwährend Tag und Nacht.

Als der achte Tag kam – so lange hat ein Verurteilter Zeit, um seine Einrichtungen zu treffen –, wurde auf Befehl des Königs mitten auf dem Platze eine Richtstätte aufgeschlagen, ganz bedeckt mit schwarzen Tüchern, und ihr gegenüber eine andere, die mit Purpur und Seide überkleidet war, woselbst der König, wenn er will, sich unter den Richtern niederläßt und, nachdem dem Schuldigen der Prozeß gelesen ist, aus eigenem Munde befiehlt, daß der Spruch ausgeführt werde, oder auch, wenn es ihm gutdünkt, den Verurteilten befreit und losspricht. Wenn aber der König nicht selbst bei dem Urteile gegenwärtig sein will, so versieht der älteste der Richter, nach eingeholter Willensmeinung des Königs, sogleich das Ganze in seinem Namen. Der König, dem es in der Tat leid war, daß ein so hochherziger Mann, der ihm so genau bekannt, sein Schwiegervater und Eidam war, ein so schauderhaftes Ende nehmen sollte, wollte an jenem Morgen bei dem Ganzen gegenwärtig sein, teils um die Haltung des Ariabarzanes zu sehen, teils auch, um einen Ausweg zu seiner Errettung zu finden.

Ariabarzanes ward also von den Häschern des Gerichts auf die Richtstätte geführt und prachtvoll gekleidet; sodann ward ihm die Lorbeerkrone auf das Haupt gesetzt. Aber so blieb er nicht lange: die reichen Kleider und der Kranz wurden ihm abgenommen und seine gewöhnlichen Kleider wieder angelegt. Der Scharfrichter erwartete den letzten Befehl, um seine Pflicht zu tun, und hatte schon das scharfe Schwert hoch erhoben, als der König den Ariabarzanes fest ins Auge faßte, welcher seine Gesichtsfarbe nicht mehr und nicht weniger veränderte, als wenn die Sache ihn gar nicht beträfe; und doch mußte er vernünftigerweise annehmen, daß der Henker im Begriffe stehe, ihm den Kopf abzuschlagen.

Als der König die große Beständigkeit und den unbesiegten Mut des Ariabarzanes sah, sprach er mit lauter Stimme, so daß alle es hörten, also: »Ariabarzanes, wie du wissen kannst, bin ich nicht derjenige, der dich zum Tode verurteilt hat; sondern deine ordnungswidrigen Handlungen und die Gesetze dieses Reichs haben dich auf diesen Punkt gebracht. Und da unsere heiligen Gesetze mir die Freiheit geben, jeden verurteilten Schuldigen, wie mir scheint, ganz oder teilweise freizusprechen und in den früheren Gnadenstand aufzunehmen, will ich, wofern du dich besiegt geben willst und nicht verschmähst, das Leben von mir als Geschenk zu empfangen, dir die Todesstrafe erlassen und dich deinen Ämtern und Würden zurückgeben.«

Als Ariabarzanes diese Worte hörte, welcher knieend mit gesenktem Kopfe erwartete, daß ihm der Todesstreich gegeben würde, schaute er auf, kehrte sich zum König und beschloß – da er überlegte, zu dem herben Schritte habe ihn nicht Bosheit von Seiten des Königs geführt, sondern vielmehr der Neid und die giftigen Schlangenzungen seiner Feinde –, die erbarmungsvolle Großmut und Huld seines Gebieters anzunehmen, am Leben zu bleiben und seinen Feinden nicht die Genugtuung eines so bitteren Todes zu verschaffen. Daher sprach er in ganz ehrerbietiger Haltung mit fester und wohltönender Stimme also zum König: »Mein unüberwindlichster Gebieter, den ich gleich den unsterblichen Göttern verehre, da du nach deiner Gnade willst, daß ich lebe, so nehme ich von dir ehrfurchtsvoll das Leben als Geschenk hin, das ich jedoch, wenn ich glaubte im Leben deine Ungunst erdulden zu müssen, nicht annehmen würde, und gebe mich vollständig überwunden. Ich werde also am Leben bleiben, um das Leben, das du mir schenkst, ganz deinem Dienste zu widmen, damit ich es zum Frommen deiner heiligen Krone, wie ich es von deiner Großmut geliehen bekommen habe, dir immer, sobald du willst, wieder zurückgeben kann. Ich werde dies so bereitwillig tun, als ich es jetzt aufrichtig von dir annehme. Und da du geruht hast, mir so viele Gnade zu erweisen, möchte ich, wenn es dir nicht lästig ist, dir gerne hier öffentlich sagen, was mir jetzt in den Sinn kommt.«

Der König gab ihm einen Wink, sich zu erheben und ihm zu sagen, was ihm angenehm sei.

classtests.com

Er stand auf; es ward stille in der Menge, und er begann auf folgende Weise zu sprechen: »Zwei Dinge sind es, geheiligter Fürst, die ohne Widerrede den beweglichen Wellen des Meeres und der Unbeständigkeit der Winde in allen Stücken gleichen, und nichtsdestoweniger ist die Schar der Toren, die danach mit allem Fleiß und Eifer trachten, unendlich. Ich höre, es sei so fast immer. Nun sage ich also, daß diese beiden so sehr von jedem gewünschten Dinge sind: die Herrengunst und die Frauenliebe, und beide täuschen so oft den wahren Diener, daß er am Ende nichts weiter davonträgt als Reue. Um nun mit den Frauen anzufangen, die nach der allgemeinen Annahme sich meist an den Schlimmeren halten, so kannst du einen jungen Mann sehen, der schön, edel, reich, tugendhaft und mit vielen guten Eigenschaften begabt ist, der zu seiner Geliebten ein Mädchen wählt und ihr mit derselben Treue, die man den Göttern schuldig ist, Dienst und Verehrung widmet und jeden ihrer Wünsche zu dem seinigen macht. Nichtsdestoweniger kann er durch Liebe, Dienstbarkeit und Bitten es nicht dahin bringen, daß er sich bei seiner Dame in Gunst sieht; sie hebt vielmehr im Gegenteil einen andern, der jedes Vorzugs bar ist, sie gibt sich ihm hin; nicht lange aber bleibt er in ihrem Besitz, so weist sie ihn von sich und nimmt den ersten an; aber veränderlich und launisch wird sie, nachdem sie ihn zu den Sternen erhoben, von ihrer natürlichen Unbeständigkeit getrieben, ihm sein Ende in der Hölle bereiten. Fragte man sie um den Grund dieses Wankelmutes, so würde sie nichts Weiteres anzuführen wissen, als daß es ihr so gefalle. Darum geschieht es nur selten, daß ein aufrichtig Liebender festen Fuß behält, vielmehr sieht er sein Leben hin- und hergejagt vom flüchtigen Winde der Frauen. Ebenso kannst du an den Höfen der Könige und Fürsten jemand in Gunst seines Herrn stehen sehen, so daß man deutlich sieht, der Herr kann ohne ihn nichts tun und nichts sagen, – und nichtsdestoweniger, wenn er mit allem Fleiße und aller Mühe sich bestrebt, die Gunst seines Herrn zu bewahren oder zu erhöhen, – siehe da, plötzlich wandelt sich der Sinn des Gebieters, kehrt sich einem andern zu, und der, der zuvor der erste Mann am Hofe war, findet sich auf einmal am letzten Platz. Daneben steht dann ein ängstlich eifriger unermüdlicher Diener, gewandt in allen Geschäften des Hofes und der sich weit mehr um die Angelegenheiten seines Herrn bekümmert als um sein eigenes Leben; aber er tut alles umsonst: denn ihm wird nie vergolten, und er sieht sich im Dienste altern, ohne je einen Lohn zu ernten. Betrachte einen andern in irgendeiner Wissenschaft tief Gelehrten: nichtsdestoweniger stirbt er am Hofe Hungers, während ein anderer, unwissender und verdienstloser Mann von seinem Gebieter aus Laune und nicht nach Gebühr übermäßig bereichert wird. Solches aber geschieht nicht, weil dem Herrn gelehrte und verdienstvolle Männer nicht gefallen – denn man sieht überall, daß er viele solche begünstigt und erhebt –, sondern weil der Genius von jenem nicht mit dem seinigen stimmt, weil, wie man sagt, ihr Blut nicht zusammenpaßt. Wie oft mag es nun kommen, daß du zufällig einen siehst, den du sonst noch nie gesehen hast, und dennoch mißfällt er dir auf den ersten Anblick wie die Pest, und du kannst auf keine Weise ertragen, ihn zu sehen, und je mehr er dir Dienste und Gefälligkeiten erweist, um so mehr wird er dir mißfallen. Umgekehrt kannst du einen sehen, den du früher noch nie gesehen hast, und der dich gleich beim ersten Anblicke so befriedigt, dir so zusagt und dir so sehr gefällt, daß, wenn er dich um dein Leben anginge, du nicht imstande wärest, es ihm zu versagen; du fühlst ein gewisses Etwas, das dich zwingt, ihn zu rieben, und wenn er auch etwas täte, was gegen deinen Willen wäre, so ist doch alles gut. Wer weiß nun, was diese Unbeständigkeit veranlaßt, und ob nicht eine gewisse Mischung des Blutes, das von innerer himmlischer Kraft an sich gleichmäßig bewegt wird, die Schuld trägt? Freilich, in den Verhältnissen der Höfe läßt sich eine hinreichende Begründung dieses Wankelmutes finden: dies ist der spitzige, giftige Stachel des verpesteten Neides, der fortwährend der Gunst des Fürsten die Waage hält und den im Nu erhebt, der unten war, und den senkt, der sich oben befand, so daß es an den Höfen keine schädlichere und verderblichere Pest gibt als den Neid. Alle anderen Fehler werden leicht und mit geringer. Mühe von Seiten dessen, der sie hat, geheilt und fast beschwichtigt, so daß sie dir nicht wehe tun; aber den Neid, – auf welche Weise, mit welcher Kunst und Heilart willst du ihn zu Boden drücken? Fürwahr, ohne deinen Schaden weiß ich nicht, wie du den scharfen Bissen des Neides jemals entkommen willst. Nimm am Hofe einen Stolzen, Aufgeblähten, Ehrgeizigen und Hochfahrenden, der mehr als der Stolz selbst ist: wenn du dich vor ihm verbeugst, wie du ihn siehst, wenn du ihn ehrst, wenn du ihm den Weg räumst, wenn du ihn mit Preis zum Himmel hebst, wenn du ihn erhöhst und selber neben ihm den Demütigen spielst, so ist er plötzlich dein Freund und heißt dich einen feinen und artigen Höfling. Nimm einen Wollüstling, der den geschlechtlichen Freuden ergeben ist und nach nichts anderem trachtet als nach dieser vergänglichen Lust: wenn du ihn nicht hinderst in seinen Liebschaften, wenn du seine Genüsse nicht tadelst, wenn du ihn in Gegenwart der Frauen lobst, so wird er immer dein Freund sein. Nimm einen Geizhals oder einen Schwelger: wenn du dem ersten eine Arznei von Geld zu verschlucken gibst und den andern oft zum Essen zu dir einlädst, so sind beide sogleich einverstanden. Nun nimm aber einen Neidischen! Welches Heilmittel wirst du finden, um so verzehrende Säfte abzuführen? Wenn du den Neid zu heilen suchst, so mußt du mit deinem Leben selbst abhelfen oder nicht denken, sonst irgendein Heilmittel dagegen zu finden. Und wer weiß nicht, wenn ein von dieser Pestkrankheit Befallener mich am Hofe von dir, geheiligtster König, mehr als sich begünstigt sieht, wenn er wahrnimmt, daß meine Dienste dir angenehmer sind, oder daß ich besser als er die Waffen zu führen verstehe oder in irgendeiner Hinsicht mehr gelte als er, und er wegen dieser Dinge mich beneidet, – wer weiß nicht, sage ich, daß ich diesen nicht anders heilen kann, als wenn er mich deiner Gnade beraubt, vom Hofe verjagt und in das äußerste Elend gestürzt sieht? Wenn ich ihm täglich die größten Geschenke mache, wenn ich ihm immer Ehre erweise, ihn lobe, soviel ich kann, und ihm jeden Dienst erweise, – alles ist umsonst. Niemals wird er aufhören, gegen mich zu wirken, bis er mich ins tiefste Unglück versetzt sieht: denn alle anderen Mittel sind schwach und wirkungslos. Dies ist die giftige Krankheit, die alle Höfe verpestet,

classtests.com

allen tugendhaften Handlungen schadet und alle edlen Geister zu beleidigen sucht. Dies ist der finstere Schleier, der oft andern so sehr die Augen umdüstert, daß er sie die Wahrheit nicht sehen läßt und ihnen das Urteil so umnebelt, daß Recht und Unrecht nicht mehr zu unterscheiden ist: denn er ist eine offenbare Veranlassung, daß täglich tausend Irrtümer in den menschlichen Handlungen begangen werden. Um aber auf das zu kommen, was jetzt zunächst zu unserm Falle gehört, so ist überhaupt kein Fehler auf der Welt, der die Höfe mehr verderbte, das Band heiliger Genossenschaften auflöste und die Gebieter zugrund errichtete, als das Gift des Neides. Denn wer dem Neidischen sein Ohr leiht, wer auf seine boshaften Zettelungen horcht, kann unmöglich etwas Gutes tun. Um aber nun zum Schlusse meiner Rede zu gelangen: der Neidische freut sich nicht so sehr über sein eigenes Glück, genießt nicht so sehr seine eigenen Vorteile, als er fortwährend über fremdes Unglück jubelt und lacht und über fremden Vorteil weint und trauert; ja, um dem Nächsten zwei Augen aus dem Kopfe schlagen zu sehen, würde er sich gerne eines der seinigen ausreißen. Diese Worte, unüberwindlichster Fürst, wollte ich hier in Gegenwart deiner, deiner Satrapen und des Volkes aussprechen, damit jeder einsehe, daß ich bei deiner Krone nicht durch böse Gesinnung von dir oder durch meine Schuld, sondern durch die giftigen Zungen der Neider in Mißgunst gefallen bin.«

Dem großherzigen König gefiel die freie Rede des Ariabarzanes, und so sehr er sich von seinen Worten getroffen fühlte, mußte er sie doch für wahr anerkennen, und darum, sowie weil sie künftig allen von Nutzen sein konnten, lobte er sie in Gegenwart aller.

So hatte nun Ariabarzanes das Leben von seinem König zum Geschenk erhalten und sich besiegt gegeben; der König erkannte seine Trefflichkeit und Treue und liebte ihn aufrichtig; daher ließ er ihn denn von dem Katafalk herabsteigen und auf den, auf dem er selber sich befand, steigen, hieß ihn willkommen und küßte ihn zum Zeichen, daß jede Beleidigung ihm vergeben und verziehen war. Er befahl, daß ihm alle Ämter, die er zuvor zu verwalten pflegte, zurückgegeben wurden, und um ihn in noch bessere Umstände zu bringen, als worin er früher gewesen war, schenkte er ihm die Stadt Passagarda, worin das Grab des Cyrus sich befand, und setzte ihn in allen seinen Staaten und Herrschaften zum obersten Statthalter, dem jedermann wie ihm selbst gehorchen mußte. So blieb der König der geehrte Schwager und der liebende Eidam des Ariabarzanes, zog ihn bei allen seinen Handlungen zu Rate und tat nie etwas von Belang, ohne zuvor sein Gutachten eingezogen zu haben.

Ariabarzanes war also mehr als zuvor in die Gunst seines Gebieters zurückgekehrt, hatte mit seiner Tugend alle seine Feinde überwunden und die Waffen des Neides zerbrochen und vernichtet. War er zuvor freundlich und freigebig gewesen, so wurde er nach so großer Erhebung noch viel fürstlicher; wenn er früher einmal Edelmut übte, so geschah es nunmehr zweimal; doch bewies er seine Großmut nur so und verfuhr in ihren Äußerungen mit solcher Mäßigung und Einschränkung, daß alle Welt deutlich erkennen konnte, daß er nicht, um mit seinem Herrn zu wetteifern, sondern um ihn mehr zu ehren und um die Größe des Hofes seines Königs besser ans Licht zu stellen, die ihm vom König und dem Glücke geschenkten Güter reichlich ausgab und anderen schenkte. Dies erhielt ihn bis zu seinem Lebensende in der Gunst seines Fürsten auf rühmliche Weise; denn der König erkannte so klar wie die Sonne, daß Ariabarzanes von der Natur zu einem leuchtenden Spiegel der Höflichkeit und Großmut gebildet war, und daß man leichter dem Feuer die Wärme und der Sonne das Licht nehmen könnte, als dem Ariabarzanes seine hochherzige Handlungsweise. Er hört daher nicht auf, ihn fortwährend zu ehren, zu erheben und zu bereichern, um ihm mehr die Möglichkeit zu geben, in Fülle zu verschenken. Und in der Tat, obwohl die beiden Tugenden der Freundlichkeit und Freigebigkeit jedermann gut anstehen und ohne sie einer kein echter Mensch ist, so ziemen sie doch ganz vorzüglich Reichen, Fürsten und großen Herren und nehmen sich an ihnen aus, wie auf feinem hellschimmerndem Golde morgenländische Edelsteine und wie an einer schönen holden Frau zwei schöne Augen und zwei elfenbeinerne schöne Hände, wie, edle Frau, Eure schönen Augen und Eure unvergleichlich schönen Hände.
(11652 Wörter)

Quelle: https://www.projekt-gutenberg.org/antholog/italnove/chap12.html

classtests.com